



Frieden und Sport

Claus Tiedemann

► Krieg und Frieden, Friedenspädagogik, Friedensfähigkeit des Menschen, Frieden stiften, Frieden und Sportpolitik, Frieden und Zivilgesellschaft

- 1 Einleitung
- 2 Begriffsklärungen
- 3 Zur Literatur über den Zusammenhang von Sport und Frieden
- 4 Aspekte des Verhältnisses von Frieden und Sport bzw. Bewegungskultur
 - 4.1 Innerer Frieden
 - 4.2 Äußerer Frieden

1 Einleitung

Sport wird von vielen als ein *Mittel* zur Förderung des Friedens betrachtet. Besonders in den Zeiten olympischer Spiele reden Sportfunktionäre und Politiker oft von der Frieden stiftenden Funktion des Sports. In vielen Projekten der Vereinten Nationen (UN)¹, des Internationalen Olympischen Komitees (IOC)² und auf lokaler Ebene verfolgen Orga-

-
- 1 Vgl. die Resolutionen der UNO-Vollversammlung Nr. 55/2 vom 13. Sept. 2000 („Millenniums-Erklärung“, insbes. Ziffer 10) sowie Nr. 58/5 vom 17. Nov. 2003 („Sport als Mittel zur Förderung der Bildung, der Gesundheit, der Entwicklung und des Friedens“). Das Jahr 2005 wurde zum „UN-Jahr des Sports“ ausgerufen. Die UNO hat den 6. April zum „International Day of Sport for Development and Peace“ erklärt. Seit 2001 gibt es das „United Nations Office on Sport for Development and Peace“, dessen „Special Adviser“ seit 2008 Willi Lemke (Bremen) ist.
 - 2 Das IOC hat zusammen mit der griechischen Regierung im Juli 2000 die „International Olympic Truce Foundation“ mit ihrem Zentrum in Athen gegründet mit dem erklärten Ziel „to promote the Olympic Ideals, to serve peace and friendship and to cultivate international understanding“. Vgl. http://www.olympictruce.org/index.php?option=com_k2&view=item&layout=item&id=1&Itemid=266&lang=en (Zugriff: 04.06.2018).

nisationen und Menschen³ das erklärte Ziel, die Welt *mit Hilfe von Sport* friedlicher zu machen. Hat Sport tatsächlich eine solche Wirkung? Woher kommt die Annahme, dass Sport per se *friedensstiftend* sei? Welche Art Frieden ist gemeint: Frieden als ein Zustand der Abwesenheit von Krieg oder als eine gewaltfreie, konstruktive Beziehung zwischen Staaten und Völkern? Oder wäre ein allgemeinerer Begriff von Frieden angemessen? Um das Verhältnis von Sport und Frieden – aber auch von Frieden und Sport – besser zu verstehen und die Wechselwirkungen zwischen beiden erfassen zu können, ist es zunächst notwendig, sich über die begrifflichen Zusammenhänge zu verständigen. Hierzu erläutere ich im folgenden mein Verständnis von Schlüsselbegriffen, die in sportpolitischen Erklärungen sowie in sport- und friedenswissenschaftlichen Betrachtungen eine wichtige Rolle spielen: *Frieden, Konflikt, Sport und Bewegungskultur* sowie *(Wett-) Kampf, Gewalt und Aggression*.

2 Begriffsklärungen

Unter *Frieden* verstehe ich zugleich einen *Zustand und das Streben danach*. Den ersehnten Frieden denke ich mir⁴ als einen Zustand der Freiheit von Gefährdung, der Ausgeglichenheit, Gelassenheit und Übereinstimmung. Dies gilt *innerlich* (also für den Frieden mit mir selbst) wie auch *äußerlich* (für den Frieden mit anderen Menschen oder Gegebenheiten). Frieden gibt es nicht ohne aktives Bemühen. Frieden versuche ich „herzustellen“, so weit dies möglich ist; er ist selten genug, tritt manchmal sogar unverhofft ein; meist ist er flüchtig, stets ist er gefährdet.

Sehnsucht nach Frieden *in der Natur* wird oft metaphorisch und lyrisch beschworen; dabei ist das ökologische Gleichgewicht bekanntlich zunehmend bedroht. Für (Sport und) Bewegungskultur spielt diese Sehnsucht eine wichtige Rolle als handlungsleitendes Motiv.

Frieden *in uns selbst* sowie *zwischen uns und anderen Menschen* ist kein Geschenk, sondern ein Ergebnis mühevollen Handelns. Nicht immer führt es zu dauerhaftem Erfolg. Wir Menschen sind voller *Ambivalenzen* und *Widersprüche* – in uns selbst und im Verhältnis zu anderen Menschen. Diese Ambivalenzen und Widersprüche können auch eine Quelle innerer und äußerer Konflikte sein.

Konflikt ist ein *Zustand* der Unvereinbarkeit unterschiedlicher Ziele. Auch Konflikte gibt es in uns selbst und in unserem Verhältnis zu anderen Menschen. *Innerpsychisch* kann ein Wunsch widersprüchliche Gefühle auslösen, von unangenehmen Gefühlen wie Angst oder Scham begleitet sein und so die persönliche Souveränität gefährden. *Soziale*

3 Im August 2016 veröffentlichte Papst Franziskus eine Video-Botschaft, „dass der Sport die brüderliche Begegnung zwischen den Völkern fördert und zum Frieden in der Welt beiträgt“. Vgl. <https://www.facebook.com/dasvideovompapst/videos/1571786816460541/> (Zugriff: 04.06.2018)

4 Ich vertrete einen subjektwissenschaftlichen Ansatz, rede also nicht von „den (anderen) Menschen“ oder - verallgemeinernd und mich selbst dabei ausnehmend - von „man“, sondern grundsätzlich (nur) von mir.

Konflikte entstehen zumeist aus einer - wirklichen oder vermeintlichen - Verletzung der Autonomie eines Anderen oder mehrerer Menschen.

Im Sport werden Konflikte *künstlich* und bewusst herbeigeführt, allein mit dem Ziel, dass sie ausgetragen werden (vgl. Güldenpfennig 2007: 270; Lüschen 1998). Im Sport handelt es sich also um *inszenierte* Konflikte in Form von ritualisierten Handlungen.

Wirkliche Konflikte bedürfen der Lösung, wenn ich ihnen nicht ihren unfriedlichen Lauf lassen will, der zu Verletzung, Gewalt, Leid und Krieg führen kann. Wenn ich Frieden erstrebe, muss ich Konflikte gewaltfrei lösen *wollen*. Ich muss *ausgleichen*, was mich und andere antreibt oder belastet (Interessen, Motive). Ich muss *lassen können*: einiges zulassen, von anderem ablassen. Und bei allem muss ich darauf achten, dass *beide Anteile / Strebungen* eines inneren Konflikts bzw. *beide Parteien* eines äußeren Konflikts der Lösung *zustimmen*, mit ihr *übereinstimmen* können.

Der *innere* Frieden wird in den friedenswissenschaftlichen Debatten vergleichsweise selten gewürdigt; dabei ist er – weil es Menschen sind, die Frieden „machen“ (müssen) – eine wichtige *Bedingung für das Streben nach äußerem, sozialem Frieden*. Die Wechselwirkungen von innerem und äußerem Frieden sind bislang noch wenig erforscht, vielleicht auch deshalb, weil hierzu interdisziplinäre Ansätze vonnöten sind. Als Ausdruck der Suche nach innerem Frieden im Allgemeinen verstehe ich z. B. die zunehmende Nachfrage nach Psychotherapie (vgl. Sommer/Fuchs 2004). In Bewegungskultur und Sport drückt sich eine solche Sehnsucht und Suche nach innerem Frieden aus durch wachsendes Interesse an „Naturesportarten“ sowie an philosophisch bzw. meditativ/spirituell „unterfütterten“ Sportarten und Bewegungskünsten (siehe Abschnitt 4.1).

Sport ist ein kulturelles *Tätigkeitsfeld*, in dem Menschen sich freiwillig in eine Beziehung zu anderen Menschen begeben, um ihre jeweiligen Fähigkeiten und Fertigkeiten in der Bewegungskunst zu vergleichen – nach selbst gesetzten oder übernommenen Regeln und auf Grundlage der gesellschaftlich akzeptierten ethischen Werte.

Diese Definition fasst den Sport-Begriff bedeutend enger, als es in der Alltags- und Wissenschaftssprache üblich ist. Sie grenzt aus, was viele auch „Sport“ nennen, was aber wesentliche Elemente dieses Sportbegriffs nicht enthält, beispielsweise den Vergleich in einem Wettkampf. Diesen weiteren Bereich nenne ich „*Bewegungskultur*“.

Bewegungskultur ist ein *Tätigkeitsfeld*, in dem Menschen sich mit ihrer Natur und Umwelt auseinandersetzen und dabei bewusst und absichtsvoll ihre insbesondere körperlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten entwickeln, gestalten und darstellen, um einen für sie bedeutsamen individuellen oder auch gemeinsamen Gewinn und Genuss zu erleben.

Im *Sport* wird ein Vergleich bestimmter Bewegungs-Fähigkeiten unterschiedlicher Menschen angestrebt, der zumeist als *Wettkampf* zu bestimmter Zeit und an bestimmtem Ort ausgetragen wird. Die Tätigkeit ist dann, anders als in der Trainings- und Vorbereitungszeit, in der die Optimierung der Fähigkeiten und Fertigkeiten im Mittelpunkt steht, ein *Kampf* um den Sieg gegen einen oder mehrere „Gegner“.

Da im sportlichen Kampf immer große, starke Kräfte eingesetzt werden müssen, wenn die Konkurrenten ungefähr die gleichen Fähigkeiten aufweisen (und das ist im Sport der Idealfall), können die kämpfenden Individuen oder Gruppen im emotional hoch aufge-

laden und oft unübersichtlichen Getümmel gelegentlich die Grenze überschreiten, die kulturell (durch vereinbarte Regeln) zwischen symbolisch und wirklich, zwischen gespielt und ernst, zwischen regelgerecht-gewaltlosem Krafteinsatz und zwischenmenschlicher *Gewalt* (vgl. Tiedemann 2009) gezogen worden ist. Um dies im konkreten Fall zu vermeiden oder wenigstens einzuschränken, gibt es in vielen Sportarten (Schieds- oder) Kampfrichter.

Gewalt ist *allgemein* eine *Erscheinung*, bei der sehr große, starke Kräfte wirken. In dieser Bedeutung wird das Wort „Gewalt“ (englisch: *force* bzw. *power*) überwiegend bei Naturscheinungen verwendet; das zugehörige Adjektiv ist „gewaltig“. Dieses Bedeutungsfeld hat philosophisch oder soziologisch aber mit Sport oder Bewegungskultur wenig zu tun. Nur im physiologischen Sinne – wegen der äußersten Kraftanstrengung – spielt Gewalt im Sinne von Kraft in der Trainingswissenschaft eine Rolle.

Für die Betrachtung von Frieden und Sport/Bewegungskultur ist eine Unterart von Gewalt bedeutsam, die *zwischenmenschliche Gewalt* (englisch: *violence*). Das zu diesem Bedeutungsfeld von „Gewalt“ gehörige Adjektiv ist „gewaltsam“. Im sportlichen Kampf ist eine gewaltige Anstrengung normal und legitim, eine *gewaltsame* Handlung aber nicht.

Zwischenmenschliche Gewalt ist eine uns Menschen natürlich gegebene, aber kulturell formbare *Handlungsmöglichkeit*, bei deren Verwirklichung wir uns selbst oder anderen Menschen Schaden androhen⁵ oder tatsächlich zufügen.

Im Ergebnis eines sportlichen (Wett-) Kampfs werden die Konkurrenten letztlich eingeteilt in Gewinner und Verlierer. Dies kann von den Verlierern als *leidvoll erlebt* werden (vgl. Dunning 2002: 1138–1139), denn sie sind „geschlagen“ worden. Verlierer eines sportlichen Wettkampfes können sich als *beschädigt empfinden*, als wäre ihnen tatsächlich Gewalt angetan worden. Bei sportlichen Wettkämpfen erweist sich die Grenze zwischen einer kämpferischen „Als-ob-Handlung“ und einem wirklichen Kampf als mitunter sehr schmal. Im „Eifer des Gefechts“ können Impulse durchbrechen, den Gegner „vernichtend“ zu „schlagen“ (wie im Krieg einen Feind). Individuelles und kollektives pathogenes Fühlen und Handeln können das Tätigkeitsfeld dominieren und darüber hinaus in den Medien bestätigt oder gar geschürt werden. Johan Galtung hat diesen Aspekt überbetont und das „Sinnsystem Sport“ einseitig als Teil der „kulturellen Gewalt“ beschrieben (Galtung 1995).

Aggression wird häufig synonym zum Begriff *Gewalt* verwendet (vgl. Tedeschi 2002: 573). Es gibt kaum einen Autor, der nicht beide Begriffe direkt miteinander verbindet, sie geradezu gleichsetzt. Es ist aber (nicht nur) in der Sportwissenschaft sinnvoll, zwischen „Gewalt“ (*violence*) und „Aggression“ (*aggression*) deutlich zu unterscheiden (vgl. Tiedemann 2009).

Aggression ist ein bei Tieren und Menschen stammesgeschichtlich begründetes *Affekt-Handlungs-Muster*, das sie in lebenswichtigen Situationen (insbesondere bei drohender Gefahr) mit Zupacken und Angreifen handeln lässt, anstatt sich zu unterwerfen, sich abzuwenden, zu fliehen oder sich tot zu stellen. Dieses affektgesteuerte Handlungsmuster ist im Laufe der Menschheitsentwicklung zunehmend, jedoch nur in Grenzen, kulturell

5 „Androhen“ gilt natürlich nur gegenüber Anderen.

formbar und individuell gestaltbar geworden. In Sport und Bewegungskultur kann der Umgang mit Aggression besonders gut gelernt werden.

Mein Entscheidungs- und Handlungsspielraum im Umgang mit Aggression ist insbesondere abhängig von meiner Einschätzung von Art und Größe der drohenden Gefahr sowie von meiner psychophysischen Belastungsfähigkeit. Ich kann in gewissem Umfang entscheiden, wie ich mit der Verhaltens-Disposition Aggression umgehe, und bin insoweit auch dafür verantwortlich. Die Möglichkeiten reichen bis zur jüdisch-christlich begründeten ethischen Forderung, jemandem, der mich auf die rechte Wange schlägt, die andere hinzuhalten.⁶

Im sportlichen Wettkampf (weniger in der Bewegungskultur) kann das Affekt-Handlungsmuster Aggression in ähnlicher Weise wie „im richtigen Leben“ beobachtet und verknüpft werden mit den Auslösesituationen, für die es sich einst entwickelt hat (Bedrohung, Kampf). Solche Verknüpfung *kann* gewaltsame Durchbrüche bewirken. Sport ist aber in fast allen seinen Ausprägungen kulturell entwickelt worden zur nicht-gewaltsamen, konstruktiven Bewältigung von Situationen, in denen gewaltsames Handeln impulsiv nahe läge. Im Sport erhalten potenziell gewaltkritische Situationen einen festen Rahmen mit ritualisierten Handlungen, die spielerisches und Als-ob-Handeln ermöglichen. Sport ist in einem kulturellen Prozess so entwickelt worden, dass einerseits um den Sieg im Rahmen akzeptierter Regeln mit vollem körperlichem Einsatz durchaus hart gekämpft werden soll, dass andererseits aber beim Kämpfen niemand gewaltsam geschädigt werden darf. Dies ist eine *Chance, friedliches Austragen von Konflikten modellhaft zu lernen und zu üben.*

3 Zur Literatur über den Zusammenhang von Sport und Frieden

Der größte Teil der allgemeinen friedentheoretischen Literatur bezieht sich, wie bereits angedeutet, nicht auf den *inneren* Frieden (siehe Abschnitt 4.1), sondern auf den *äußeren* Frieden, das Problemfeld der Konfliktlösung zwischen Menschen oder Parteien (siehe Abschnitt 4.2); dies gilt auch für sportwissenschaftliche Beiträge.

Innerer Frieden als Motiv zum Handeln in Sport/Bewegungskultur wird im „Handbuch Sportpsychologie“ von 2006 nicht einmal erwähnt. Am nächsten kommen dem Friedens-Motiv wohl „Selbsterkenntnisstreben“ und „Selbstverwirklichungsstreben“ und die „Flow“ genannte Motivation bzw. „Erlebnisqualität“ (Beckmann/Elbe 2006: 138).

Die einzige Gesamtdarstellung zum Thema Frieden und Sport ist schon fast 30 Jahre alt (Güldenpfennig 1989). Sie umfasst einen systematischen Überblick über die friedenspolitischen, -pädagogischen und -symbolischen Möglichkeiten im Sport sowie eine abstufende Beurteilung ihrer realisierungsfähigen Gehalte und der jeweils historisch wirksamen politischen Hindernisse. Zu den dafür grundlegenden philosophischen, soziologischen

6 Vgl. in der „Bibel“ im „Alten Testament“: Klagelieder des Jeremias 3,30; im „Neuen Testament“: Matthäusevangelium 5,39; Paulus' Brief an die Römer 12,19-21.

und politologischen Aspekten hat der Autor inzwischen ein umfangreiches Werk vorgelegt (vgl. Güldenpfennig 2007).

Im „Sportwissenschaftlichen Lexikon“ von 2003 ist das Stichwort „Frieden“ ebenfalls nicht vertreten. Nur im „Lexikon der Ethik im Sport“ von 1998 wird „Frieden“ abgehandelt, wenn auch im sportbezogenen Teil äußerst knapp. Unter „sportethische Konsequenzen“ stellt Wolfgang Huber ein „Problem [...] der im Sport selbst, insbesondere im Leistungssport, ausgeübten Gewalt und der durch den Sport bei seinen Fans ausgelösten Gewalt“ in den Raum (Huber 1998: 183). Was er mit „Gewalt im Sport“ meint, bleibt allerdings unklar. Danach nennt Huber zutreffend, wenn auch nur allgemein, die *Möglichkeiten* des Sports: „Völkerverständigung“ und „Internationalität“, die der „Verständigung“ dienen (Huber 1998: 184). Unter dem Stichwort „Konflikt/Konfliktfähigkeit“ hat Günther Lüschen im selben Lexikon Gedanken formuliert, die Erhellendes und Kritisches zum Verhältnis Sport und Frieden beitragen (vgl. Lüschen 1998). Zahlreiche weitere Veröffentlichungen beruhen auf dem ebenso idealistischen wie vereinfachenden Gedanken, Sport sei ein Mittel (englisch: tool) zur „Erlangung“ von Frieden.

4 Aspekte des Verhältnisses von Frieden und Sport bzw. Bewegungskultur

4.1 Innerer Frieden und Sport / Bewegungskultur

Da der Zusammenhang von Sport bzw. Bewegungskultur und innerem Frieden bisher nur wenig erforscht ist, können hier nur einige vorläufige Hypothesen formuliert und kritisch beleuchtet werden.

Wenn Menschen sich bewegen, ohne einen Wettkampf anzustreben, d. h. um ihrer Bewegungslust willen oder aus anderen inneren Motiven, dann *kann* diese Aktivität durchaus mit einer Sehnsucht nach *innerem* Frieden verbunden sein: nach anstrengendem Alltag wieder Ausgeglichenheit und Gelassenheit finden, sich selbst (körperlich) intensiv spüren, vielleicht auch trainieren oder in eine gewünschte „Form“ bringen, die Bewegung in schöner Natur genießen usw..

Zustände inneren Friedens können sich einstellen, wenn es in Sport und Bewegungskultur gelingt, Konfliktspannungen zu reduzieren und/oder das Selbstwertgefühl zu regulieren. Dies kann einerseits dazu dienen, defizitäres Erleben zu kompensieren, oder auch dazu, in Sport als eine Ersatzwelt für den erlebten Alltag zu flüchten. Andererseits kann Sport als eine Form der Lebensbewältigung auch dazu beitragen, dass z. B. gewalttätige Affekt-Handlungs-Muster *nicht* aktiviert werden. Amerikanische Psychologen haben allerdings diese Möglichkeit früh bezweifelt (vgl. Ogilvie/Tutko 1971).

In den meisten fernöstlichen Kampf-Sportarten ist innerer Frieden erklärtes Ziel. Wie weit sich dies auch im konkreten Handeln der Sportler*innen niederschlägt, ob dieses Ziel

tatsächlich auch in den Alltag außerhalb des Sports hinein wirkt oder (sympathische) Absichtserklärung bleibt, ist jedoch eine offene Frage (vgl. Wolters 1992; Neumann et al. 2004).

Innerer Frieden kann gesucht und „gefunden“ werden, z. B. beim Laufen langer Strecken, möglichst in der „freien Natur“, mit seinen von vielen Läufern erlebten und berichteten meditativen Möglichkeiten. Auch bei anderen nicht-wettkampfsportlichen Bewegungsformen wie Tanzen, Wandern, Bergsteigen, Radfahren, Baden/Schwimmen, Rudern, Paddeln, Kanufahren, Segeln usw. können wohl durchaus Zustände inneren Friedens erlebt werden. Wie dieses Erleben physiologisch und psychisch entsteht und wirkt, ist allerdings bisher nur wenig erkundet und bedarf weiterer interdisziplinärer Forschung.

4.2 Äußerer Frieden und Sport

Im Unterschied zum Verhältnis von innerem Frieden und Sport gibt es eine ganze Reihe von Studien über das Verhältnis von Sport und äußerem Frieden. So existieren Abhandlungen über Frieden im Zusammenhang mit der „*olympischen Idee*“ (vgl. Müller/Messing 1996), mit der „*olympischen Erziehung*“ (vgl. Naul/Geßmann/Wick 2008) und vor allem mit den modernen „*olympischen Spielen*“ selbst (vgl. Lenk 1972; Schelsky 1973; Lämmer 1982/83; Güldenpfennig 1989; Büsch 1985; Lüschen 1998; Roth 2006).

Der gängige *Mythos*, dass während der olympischen Spiele in der griechischen Antike ein allgemeiner *Frieden* geherrscht habe, ist spätestens am Anfang der 1980er Jahre auf seinen bescheideneren historischen Kern zurückgeführt worden (vgl. Lämmer 1982/83): Es handelte sich bei der „*Ekecheiria*“ lediglich um die religiös begründete *Forderung* eines *freien Geleits* für Teilnehmer und Gäste bei der An- und Abreise nach und von Olympia sowie um die *Forderung einer Waffenruhe in Olympia selbst während des Festes*. Ansonsten haben die Griechen wegen ihrer Festspiele keine ihrer zahlreichen kriegerischen Handlungen eingestellt - im Gegenteil: Während der Spiele in Olympia 364 v. u. Z. kam es sogar zu einer Schlacht in der „*Altis*“, dem „*heiligen Bezirk*“.

Im Griechischen heißt es „*Ekecheiria*“ (= das Aus-der-Hand-Geben) und eben nicht „*Eirene*“ (= Frieden). Das Englische bietet zwar mit „*truce*“ statt „*peace*“ ebenfalls eine klare Unterscheidung; das hindert einige Autoren dennoch nicht, von „*olympic peace*“ zu reden. Einige (insbesondere deutsche) Autoren weichen ins Lateinische aus und benutzen das Wort „*pax*“ (= Frieden);⁷ So können sie die *Friedensillusion begrifflich* aufrecht erhalten, indem sie von „*pax olympica*“ reden und schreiben.

7 Als lateinisches Wort mit fast gleicher Bedeutung wie „*ekecheiria*“ böte sich „*indutiae*“ an. Dass Coubertin und die anderen Neu-“Olympier“ es nicht aufgegriffen haben, ist vermutlich vor allem begründet in ihrem Streben nach „höherer“ Bedeutung - bis heute ein starkes Motiv fast aller Funktionäre (Politiker u. a.), die sich auf den Mythos der olympischen Spiele berufen.

Weitgehend unabhängig von Ergebnissen kritischer Forschung halten viele Sportfunktionäre⁸ und Sportwissenschaftler bis heute an den lieb gewonnenen und (sport-) politisch erwünschten Mythen fest, wie sie das IOC in seiner Charta (Präambel, Prinzip 3) als Ziel des „Olympismus“ formuliert hat, dass „sich die Olympische Bewegung (...) an Aktionen zur Förderung des Friedens“ beteilige.

Solche Ansprüche des IOC klingen angesichts zahlreicher kriegerischer Ereignisse während der jüngsten Olympischen Spiele stark überzogen; sie halten einer *realistischen* Betrachtung der internationalen (Sport-) Politik nicht stand (vgl. Büsch 1985). Aber vielleicht kann - andersherum betrachtet - gerade dieses hartnäckige Festhalten an *Mythen* den andauernden weltweiten Erfolg erklären, den die olympische Bewegung hat; immerhin zieht sie regelmäßig alle zwei bzw. vier Jahre Milliarden Menschen in ihren Bann.

Internationale Sportwettkämpfe sind innerhalb eines Kriegsgeschehens nicht durchführbar; sie sind auf allgemeinen, politischen *Frieden als Voraussetzung* angewiesen. Dies ist die wirkliche, bestimmende Seite der Beziehung zwischen Frieden und Sport. Dafür hatte zum Beispiel in den 1980er Jahren eine (westdeutsche) Initiative „Sportler für den Frieden“ (vgl. Güldenpfennig/Meyer 1983) zu wirken versucht. Sie war ein Versuch politisch bewusster Sportler*innen, sich in Zeiten seiner akuten Gefährdung für Frieden als Voraussetzung für (internationalen) Sport einzusetzen.

Ein bewusstes Zeichen von Versöhnungsbereitschaft und Friedensliebe gaben am 10. August 2008 die beiden Pistolenschützinnen Nino Salukwadse (aus Georgien, Bronzemedaille) und Natalja Paderina (aus Russland, Silbermedaille) bei den olympischen Spielen in Peking: Bei der Siegerehrung – zwei Tage nach Beginn der kriegerischen Handlungen zwischen georgischen und russischen Truppen – kletterte die Georgierin auf das Podest der Russin; sie umarmten und küssten sich. Hinterher erklärten sie der Weltpresse, dass die Politiker sich an ihnen ein Beispiel nehmen sollten. Für die allgemein-politische Situation blieb dieser Appell ohne direkte Wirkung, wie zu erwarten war. Die kriegerischen Handlungen wurden von beiden Seiten (zunächst) unbeeindruckt fortgesetzt. Aber diese schöne Geste zeigte, was wir tun können: Frieden leben *im Sport*.

In den Kampfsportarten, zentral natürlich beim Boxen, aber auch in den fernöstlich orientierten Budo-„Kampfkünsten“ sowie in den ebenfalls gewaltnahen Sportarten Fußball, Handball oder Eishockey⁹ ist die *Problematik Frieden im Sport* deutlich. Einige Sportpädagogen sehen auch und gerade in solchen Sportarten die Möglichkeit, die angebliche allgemeine Gewaltbereitschaft bzw. Aggressivität *durch Sport* zu mindern (vgl. Pilz 1982; Wolters 1992; Jäger 2008; vgl. dagegen Ogilvie/Tutko 1971). Sie bieten Projekte gegen

8 Eine Ausnahme war der damalige Präsident des deutschen Nationalen Olympischen Komitees, Willi Daume, der 1983 schrieb: „Gott sei Dank wussten sie (die Autoren des Buches „Sportler für den Frieden“, C.T.) mehr zu sagen als die Festredner-Floskel, die Olympischen Spiele seien eine Friedensbewegung in sich. Das stimmt doch gar nicht“ (Güldenpfennig/Meyer 1983: 7).

9 Diese Aufzählung ist nur beispielhaft, übrigens auch unvollständig. Die Nähe solcher Sportarten zu Gewalttätigkeit ist keineswegs systematisch oder wesentlich, sondern nur - leider häufige - *Begleiterscheinung*.

„Gewalt im Sportunterricht“ sowie friedenspädagogisch motivierte Unterrichtsentwürfe an (vgl. Pilz 1982; Neumann et al. 2004).

In solchen theoretischen Entwürfen und aus ihnen abgeleiteten praktischen Versuchen wird Sport als ein Handlungsfeld verstanden, das *von außen* für die Förderung von Frieden im individuellen und gesellschaftlichen Miteinander *instrumentalisiert* werden kann.¹⁰ Das erklärte Ziel dieser Bemühungen liegt nicht – zumindest nicht in erster Linie – *im* Sport (bzw. in der Bewegungskultur), sondern außerhalb, in anderen Handlungsfeldern/Lebensbereichen.

Die allen Überlegungen zur Thematik „Frieden und Sport“ zu Grunde liegende Frage, ob und gegebenenfalls wie *innerhalb* des Sports und der Bewegungskultur friedliche Impulse (oder ihr Gegenteil) aktiviert werden können, bleibt noch genauer zu klären. Sportereignisse können bei Akteuren und Zuschauern identifikatorische Prozesse auslösen, die in Gruppen noch verstärkt werden können. Allerdings kann solche „emotionale Partizipation“ (Kahl-Popp 2007: 581) in Sport und seinem Umfeld - entsprechend seiner Ambivalenz - in beide Richtungen wirken: Wut, Aggression und Gewalt auslösen oder verstärken (z. B. Hooliganismus, vgl. Pilz 1982; Dunning 2002) oder Fairness, Versöhnung und Frieden befördern.

Die komplexe Problematik solcher Versuche, durch gemeinsames Sporttreiben zwischen „verfeindeten“ Lagern Frieden zu stiften, ist jüngst im Nahen Osten wieder deutlich geworden: Der Krieg zwischen Israel und der Hamas im palästinensischen Gazastreifen 2008/09 hat die erfolversprechenden Bemühungen des „Peres Center for Peace“ in Tel Aviv unterbrochen und entscheidend zurückgeworfen. Seit 1996 bis zum neuerlichen Kriegsbeginn hatte das Zentrum für zweitausend Schulkinder aus Israel und Palästina alle zwei Wochen an einem Nachmittag gemeinsames Fußball- und Basketballspielen organisiert. Bis Dezember 2008 schien es tatsächlich zu gelingen, über die Freude und Begeisterung der teilnehmenden Kinder auch ihre Eltern von Vorurteilen und Feindbildern abzubringen. Die Wirklichkeit des Kriegs aber hat die Möglichkeit, das gemeinsame Sporterlebnis als eine Art „Eisbrecher“ zu nutzen, fürs Erste zunichte gemacht (vgl. Haselbauer 2009).

Der Zusammenhang von Frieden und Sport/Bewegungskultur ist komplex und kompliziert - „ein weites Feld“, auf dem noch gründlich „geackert“ werden muss. Eine direkte friedensstiftende Wirkung von Sport ist nicht nachgewiesen, ist Wunschdenken, nachvollziehbar begründet in allgemeiner Friedenssehnsucht. Nüchterne und kritische Betrachtung und entsprechende Untersuchungen sollten dazu beitragen, eine realistische Haltung zu entwickeln, mit der ich mein Streben nach Frieden - eben auch im Sport und

10 Die Instrumentalisierungs-These mag befremden, weil im Sport selbst - wie ausgeführt - auch friedliche Möglichkeiten und Tendenzen liegen. Wenn allerdings Sport eingesetzt wird, um Ziele außerhalb seiner selbst zu verfolgen, dann ist dies eine Instrumentalisierung, wie begrüßenswert auch immer die anderen Ziele sind. Dies gilt auch bei einer gewissen Übereinstimmung dieser ([sozial-] pädagogischen) Ziele mit den Zielen oder zumindest Möglichkeiten, die im Sport angelegt sind, die seinem eigenen Sinn entsprechen. Diese Kennzeichnung als Instrumentalisierung ist keinesfalls abwertend gemeint, vielmehr analytisch.

in der Bewegungskultur - verantwortlich und mit Hoffnung auf Erfolg leben kann. Gelebte Friedfertigkeit *im* Sport und *in* der Bewegungskultur kann helfen, den Geist des Friedens zu verbreiten.

Bewegungskultur und Sport sind weltweit beliebte Tätigkeitsfelder, in denen gewaltfreie, friedliche Umgangsformen spielerisch eingeübt werden können. Vor allem das aktive Sporttreiben, aber auch die Teilhabe an sportlichen Veranstaltungen als Zuschauer - im Kleinen wie im Großen - zieht uns gemeinsam mit Milliarden anderen Menschen in den Bann, unabhängig von Religion, ethnischer Zugehörigkeit, Geschlecht, Alter oder politischen Ansichten. In diesen Tätigkeitsfeldern liegen bedeutsame Chancen für eine friedliche(re) Zukunft, die allerdings gegen die in vielen Bereichen bestimmenden Interessen von kommerzieller und politischer Verwertung immer wieder neu entdeckt und genutzt werden müssen. Dabei bleibt der allgemeine Friede natürlich die wichtigste Voraussetzung, um dieses Potenzial des Sports zur Geltung zu bringen.

Literatur

- Beckmann, Jürgen/Elbe, Anne-Marie* (2006): Motiv- und Motivationstheorien. In: *Tietjens, Maikel/Strauß, Bernd* (Hrsg.) (2006): Handbuch Sportpsychologie. Schorndorf: Hofmann, S. 136–145.
- Büsch, Helga* (1985): Der Versuch einer philosophisch-anthropologischen Begründung von Krieg und Frieden im Sport. In: *Becker, Hartmut* (Hrsg.) (1985): Sport im Spannungsfeld von Krieg und Frieden. Clausthal-Zellerfeld: DVS, S. 188–209.
- Dunning, Eric* (2002): Gewalt und Sport. Aus d. Engl. übers. v. TRADUKAS. In: *Heitmeyer, Wilhelm/Hagan, John* (Hrsg.) (2002): Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 1130–1152.
- Galtung, Johan* (1995): Das Sportsystem als Metapher für das Weltsystem. Aus d. Engl. übers. v. H. Ahrend. In: *Holzappel, Günther/Polzin, Manfred/Achilles, Klaus/Jany, Ulrich* (Hrsg.) (1995): Weiterbildung, Sport, Gesundheit. Praxismodelle und theoretische Grundlagen. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand, S. 60–74.
- Güldenpfennig, Sven/Meyer, Horst* (Hrsg.) (1983): Sportler für den Frieden – Argumente und Dokumente für eine sportpolitische Bewusstseinsbildung. Mit einem Vorwort von Willi Daume. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Güldenpfennig, Sven* (1989): Frieden - Herausforderungen an den Sport. Ansätze sportbezogener Friedensforschung. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Güldenpfennig, Sven* (2007): Sport verstehen und verantworten. Sportsinn als Herausforderung für Wissenschaft und Politik. Sankt Augustin: Academia.
- Haselbauer, Torsten*: „Alle Programme sind gestoppt“. In: Die Tageszeitung („taz“) vom 19. Jan. 2009, S. 19.
- Huber, Wolfgang* (1998): (Stichwort) Frieden. In: *Grupe, Ommo/Mieth, Dietmar* (Hrsg.) (1998): Lexikon der Ethik im Sport. 2. Aufl. Schorndorf: Hofmann, S. 180–184.
- Jäger, Uli* (2008): Fußball für Entwicklung. Wie durch Sport globales Lernen, Fair Play und friedliches Zusammenleben gefördert werden können. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik.
- Kahl-Popp, Jutta* (2007): Identifikation mit Sportlern - Perpetuas Traum aus psychoanalytischer Sicht. In: *Kratzmüller, Bettina et al.* (Hrsg.) (2007): Sport and the Construction of Identities.

- Sport und Identitätskonstruktion. Proceedings of the XIth International CESH-Congress Vienna, September 17th-20th 2006. Wien: Turia + Kant, S. 575–583.
- Lämmer, Manfred (1982/83): Der sogenannte olympische Friede in der griechischen Antike. In: *Stadion*, Vol. 8/9, S. 47–83.
- Lenk, Hans (1972): Werte, Ziele, Wirklichkeit der Olympischen Spiele. 2. Aufl. Schorndorf: Hofmann.
- Lüschen, Günther (1998): (Stichwort) „Konflikt/Konfliktfähigkeit“. In: *Grupe, Ommo/Mieth, Dietmar* (Hrsg.) (1998): Lexikon der Ethik im Sport. 2. Aufl. Schorndorf: Hofmann, S. 299–302.
- Müller, Norbert/Messing, Manfred (Hrsg.) (1996): Auf der Suche nach der Olympischen Idee. Facetten der Forschung von Athen bis Atlanta. Kassel: Agon-Sportverlag.
- Naul, Roland/Geißmann, Rolf/Wick, Uwe (2008): Olympische Erziehung in Schule und Verein. Grundlagen und Materialien. Schorndorf: Hofmann.
- Neumann, Ulf et al. (Hrsg.) (2004): Der friedliche Krieger. Budo als Methode der Gewaltprävention. Marburg: Schüren.
- Ogilvie, Bruce C./Tutko, Thomas A. (1971): Sport: If You Want to Build Character, Try Something Else. In: *Psychology Today*, Vol. 5, Nr. 5, S. 61–63.
- Pilz, Gunter A. (Hrsg.) (1982): Sport und körperliche Gewalt. Reinbek: Rowohlt.
- Roth, Fritz (2006): Vom Olympischen Frieden zum Weltfrieden. Sankt Augustin: Academia.
- Schelsky, Helmut (1973): Friede auf Zeit. Die Zukunft der Olympischen Spiele. Osnabrück: Fromm.
- Sommer, Gert/Fuchs, Albert (Hrsg.) (2004): Krieg und Frieden. Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie. Weinheim: Beltz.
- Tedeschi, James T. (2002): Die Sozialpsychologie von Aggression und Gewalt. Aus d. Amerikan. übers. von Klaus Sticker. In: *Heitmeyer, Wilhelm/Hagan, John* (Hrsg.) (2002): Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 573–597.
- Tiedemann, Claus (2009): Gewalt, Kampf und Aggression in Sport und Bewegungskultur. In: *European Studies in Sports History*, Vol. 2, Nr. 2, S. 85–104.
- Wolters, Jörg-Michael (1992): Kampfkunst als Therapie. Die sozialpädagogische Relevanz asiatischer Kampfsportarten, aufgezeigt am Beispiel des sporttherapeutischen „Shorinji-Ryu“ (-Karatedo) zum Abbau der Gewaltbereitschaft und Aggressivität bei inhaftierten Jugendlichen. Frankfurt am Main: Lang.

Weiterführende Literatur

- Güldenpfennig, Sven (1989): Frieden – Herausforderungen an den Sport. Ansätze sportbezogener Friedensforschung. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Grupe, Ommo/Mieth, Dietmar (Hrsg.) (1998): Lexikon der Ethik im Sport. 2. Aufl. Schorndorf: Hofmann.
- Jäger, Uli (2008): Fußball für Entwicklung. Wie durch Sport globales Lernen, Fair Play und friedliches Zusammenleben gefördert werden können. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik.
- Tiedemann, Claus (2009): Gewalt, Kampf und Aggression in Sport und Bewegungskultur. In: *European Studies in Sports History*, Vol. 2, Nr. 2, S. 85–104.

Weiterführende Internetquellen

- Millenniumserklärung der UNO: <http://www.unric.org/html/german/mdg/millenniumerklaerung.pdf>
- International Olympic Committee: <http://www.olympic.org/>
- Deutscher Olympischer Sportbund: <http://www.dosb.de/>
- Programm Frieden und Globales Lernen der Berghof Foundation: <https://www.berghof-foundation.org/nc/de/programme/friedenspaedagogik-globales-lernen>